



Rede von Staatssekretär Mauro Dell'Ambrogio an der Tagung *Flexible Weiterbildung: Wie können Unternehmen profitieren?* vom 17. Februar 2011

(es gilt das gesprochene Wort)

Sehr geehrte Damen und Herren aus Wissenschaft, Wirtschaft und Politik

Wir diskutieren heute einen Fragenkomplex, der gesellschaftspolitisch, bildungspolitisch und wirtschaftspolitisch von grosser Relevanz ist.

Er interessiert in hohem Masse auch das Staatssekretariat für Bildung und Forschung. Wir behandeln in Zusammenarbeit mit den Kantonen das Dossier „Matur“, wir sind zuständig für wesentliche Bereiche der internationalen Zusammenarbeit der Schweiz in Bildung und Forschung, für die nationale Forschungsförderung und für die bundesseitige Mitfinanzierung der kantonalen Universitäten.

Und in jedem dieser Dossiers bekommen die Flexibilisierung der Wege und Angebote innerhalb des Schweizer Bildungs- und Forschungssystems sowie die Weiterbildung und das lebenslange Lernen zunehmendes Gewicht.

Bildungssysteme verändern sich *in* der Zeit und *mit* der Zeit. Was dagegen bleibt, ist der gerechtfertigte Anspruch, den die Bürgerinnen und Bürger jeweils stellen:

Das System und seine Institutionen müssen ermöglichen, sich diejenigen persönlichen Kompetenzen und Qualifikationen aneignen zu können, die es braucht, um ein menschenwürdiges Leben in der Gesellschaft und Arbeitswelt führen zu können.

Wie sich die Welt und Arbeitswelt verändern und das Schweizer Bildungs- und Ausbildungssystem herausfordern, das zeigen folgende drei Pressemeldungen aus jüngster Zeit:

- „SBB brauchen rund 1000 zusätzliche Lokführer“.

- „Im Jahr 2010 hat der Berufsverband der Schweizer Ärzteschaft FMH knapp 2000 ausländische Arzt diplome anerkannt“.
- „Sobald die Schweizer Wirtschaft auf ihren langfristigen Wachstumspfad zurückkehrt, werden ihr wieder rund 10'000 Fachkräfte in den Bereichen Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik fehlen.“

Es ist eine Tatsache: Beim öffentlichen Verkehr wie in der Pflege, bei den Ärzten wie in den erwähnten MINT-Bereichen fehlen unserem Land, dies relativ konjunktur-unabhängig, entsprechend ausgebildete Arbeitskräfte. Die Gründe hierfür sind unterschiedlicher Art.

- Wenn die SBB ihr Angebot für die zunehmend mobile Bevölkerung ausbauen, dann braucht es logischerweise mehr Zugführer.
- Wenn sich mit der demographischen Entwicklung die Bevölkerungspyramide immer mehr in Richtung alte Leute verschiebt, dann braucht es immer mehr geschultes Personal in Medizin und Pflege.
- Und wenn immer mehr junge Leute BetriebsökonomInnen, Juristen oder Soziologen werden, dann fehlen in der Basler Industrie, die selbst in wirtschaftlich schwierigen Zeiten prosperiert, weil sie innovativ ist, Chemiker, Ingenieure oder Informatiker.

Es gibt kein Patentrezept, um diese verschieden gelagerten Probleme anzupacken. Manchmal werden die Probleme gar nicht wirklich angepackt, sondern wie etwa in der Medizin einfach weitgehend ausgelagert. Wir weisen jedes Jahr rund 3 von 4 jungen Schweizerinnen und Schweizern ab, die gerne Medizin studieren möchten, es aber aufgrund fehlender Kapazitäten in der klinischen Ausbildungsphase nicht dürfen. Die Lücken an den Spitälern und nach Möglichkeit auch bei den Allgemeinpraktikern schliessen wir mit Ausländerinnen und Ausländern, in sehr vielen Fällen mit deutschen Staatsangehörigen. Deutschland tut ähnliches mit Polen, wo dafür zunehmend Ukrainer arbeiten

Wie lange das gut geht, dieses Ärztinnen und Ärzte von ärmeren Ländern in reichere locken, wie lange die Schweiz noch attraktiv bleibt für qualifizierte Ausländer, ich weiss es nicht. Dass aber strategische Überlegungen notwendig sind, wie diese vielleicht volkswirtschaftlich tragbare, aber bildungspolitisch fragwürdige Auslandabhängigkeit zu mindern ist, scheint mir klar.

Ich komme später darauf zurück.

Eine bedeutende Abhängigkeit vom Ausland hat die Schweiz auch bei den erwähnten MINT-Berufen. Hier wurde erkannt, dass es vor allem strukturelle Fragen zu lösen gilt, wenn unser Land mehr eigene Fachkräfte und dabei vor allem mehr eigene *weibliche* Fachkräfte will. Der Entscheid für oder gegen ein MINT-Studium oder einen MINT-Beruf fällt sehr früh, ca. im Alter von 15 Jahren. In der Volksschule also müsste man demnach die Affinität *zu* und das Interesse *für* Technik oder Naturwissenschaften der Schülerinnen und Schüler zu fördern. Das ist aufgrund ihrer föderalen Zuständigkeit primär eine Aufgabe der Kantone, die auch den Wirtschaftskreisen ein Anliegen ist.

Auf welche Weise der Bund einen bedeutenderen Beitrag als bisher dazu leisten kann, prüfen wir derzeit im Rahmen der Vorbereitung der Botschaft zur Förderung von Bildung, Forschung und Innovation in den Jahren 2013-2016.

Dabei muss man sich bewusst sein, dass das grundsätzlich zu weckende Interesse für die MINT-Fächer das eine ist, das auf die Bedürfnisse der Studierenden beider Geschlechter ausgerichtete Ausbildungsangebot an den Hochschulen oder auf dem Berufsbildungsweg das andere.

Wohin der Wege führen könnte, das zeigen die SBB. Um ihre erwähnte Personallücke zu schliessen, bieten sie neu *Hausfrauen eine Teilzeitausbildung zur Lokführerin* an.

Diese Idee scheint mir so einfach wie bestechend. Sie nimmt die gegenüber früher veränderten sozialen und gesellschaftlichen Bedingungen und Strömungen ernst. Hausfrauen (oder auch Hausmänner) können und wollen im Verlaufe ihrer Biographie neben ihren familiären Aufgaben tatsächlich einer Ausbildung oder Arbeit nachgehen bzw. *wieder* nachgehen. Aber dazu braucht es eben entsprechende Möglichkeiten und Angebote.

Ist es nun dem Zugreisenden sicher egal, ob ihn eine zuvor Teilzeit ausgebildete Lokführerin mit einem 40-Prozent-Pensum von Bern nach Basel fährt, stellt sich natürlich die Frage nach der Übertragbarkeit solcher Ausbildungsmodelle auf das gesamte Schweizer Bildungssystem oder dessen Teilbereiche und Ebenen.

Eine schlüssige Antwort darauf gibt es heute nicht. Sind im Bereich Berufsbildung, berufliche Weiterbildung oder in den Fachhochschulen neue, flexible, auf die gesellschaftlichen Bedürfnisse abgestimmte Modelle einfacher einzurichten als an den Universitäten? Ich glaube es nicht.

Auch ihnen empfiehlt es sich, die Zeichen der Zeit zu erkennen und ihrerseits flexibel zu bleiben oder zu werden, dank oder trotz „Bologna“. Dabei ist wichtig zu betonen,

dass Ausgangspunkt von „Bologna“ ein „akademischer“ war und ist. Es ging und geht um die Vision eines international wettbewerbsfähigen und attraktiven Europäischen Hochschulraums, in dem Hochschulen ihren verschiedenen Aufgaben in der Wissensgesellschaft gerecht werden können und in dem Studierende, die durch eine reibungslose und faire Anerkennung ihrer Qualifikationen von der Mobilität profitieren, die für sie am besten geeigneten Bildungsgänge finden können.

Vor diesem Hintergrund hat „Bologna“ die Strukturen der historisch gewachsenen Hochschullandschaft Schweiz in einem internationalen Kontext aufgebrochen. Das mit Bologna eingeführte „gestufte“ Studium eröffnet in seiner Konsequenz neue Perspektiven, für die Hochschulen, für die einzelne Person und für die Wirtschaft, Perspektiven und Möglichkeiten, die heute nicht abgeschlossen sind, sondern weitergedacht werden sollten.

- Was auf der Ebene der Hochschulen im Rahmen von „Bologna“ bislang gemacht wurde, ist bemerkenswert. Einerseits wurden die curricula gründlich überdacht und mit Blick einheitlich geregelte Stufen überarbeitet. Zweitens wurden die Studienleistungen und erworbenen Kompetenzen mit dem neu eingeführten European Credit Transfer and Accumulation System ECTS darstellbar gemacht. Dank dem ECTS wird weniger die Studienzeit bewertet und gemessen, sondern das während der Studienzeit Erlernte. Weiter wurden von den drei Rektorenkonferenzen die Grundsätze und Modalitäten festgelegt, womit Studierende entsprechender fachlicher Ausrichtung der direkte Übertritt von einem Bachelorstudium an einer Fachhochschule oder Pädagogischen Hochschule in ein Masterstudium an einer Universität ebenso erlaubt ist wie ein Übertritt in die andere Richtung.
- Eine klare Mehrheit der Studierenden in der Schweiz betrachtet die Umsetzung von „Bologna“ als grundsätzlich gelungen. Für den einzelnen Studierenden ergeben sich heute viel mehr Wahlmöglichkeiten bezüglich der Fragen: wo studiere ich wann was? Die neue Flexibilität des Systems wird zunehmend genutzt. Leider folgen die jüngsten präzisen Daten des Bundesamts für Statistik erst im April, aber wir wissen aus vorliegenden Untersuchungen, dass die Zahl der binnen- oder international-mobilen Schweizer Studierenden stetig zunimmt. Im Rahmen einer Umfrage der Universitätsrektorenkonferenz im Jahr 2008 haben 22% der Befragten angegeben, die Universität zwischen dem Bachelor und dem Master gewechselt zu haben.

- Die eine Wirkung von Bologna auf die Wirtschaft schliesslich liegt darin, dass das Ziel eines Bachelors die Berufsbefähigung ist, ein Ziel, das in dafür geeigneten universitären Fachbereichen und vor allem von den Fachhochschulen erreicht werden kann. Auf den Arbeitsmarkt kommen neuerdings jüngere, auf der Tertiärstufe gut ausgebildete Menschen, die erste Berufserfahrungen machen wollen und von der Wirtschaft in aller Regel auch begrüsst werden. Sie sind jung, motiviert und an ein Ausbildungssystem gewohnt, dessen Modularität es ihnen erleichtert, zu einem späteren Zeitpunkt einen Master oder eine andere Weiterbildung anzupacken, allenfalls in einer angepassten Ausrichtung, die besser zum dann aktuellen Stand der Dinge auf dem Arbeitsmarkt passt.

Zusammengefasst beweist die Umsetzung von „Bologna“ die Anpassungsfähigkeit der Schweizer Hochschulen und des Schweizer Hochschulsystems an veränderte gesellschaftliche Rahmenbedingungen und Erwartungen. Bei all diesen strukturellen und inhaltlichen Veränderungen haben die Hochschulen, Rektor Loprieno wird mir hier beipflichten, ihre Seele und Autonomie nicht verkaufen müssen.

Und darum bin ich überzeugt, dass dieser Prozess Schritt für Schritt weitergehen wird.

Soweit es in seiner Kompetenz liegt, bietet der Bund dazu seine Unterstützung. Via das aktuelle Universitätsförderungsgesetz wie via das künftige Hochschulförderungs- und Koordinationsgesetz fliessen pro Kopf-Beiträge in die Hochschulen. Dies müsste einen gewissen Anreiz schaffen für den interuniversitären Wettbewerb um Studierende und dabei insbesondere auch um weibliche Studierende.

Mittlerweile gehen mehr als die Hälfte der gymnasialen Maturitätszeugnisse an Frauen. Dieses Potenzial gilt es zu nutzen. Dazu braucht es vermehrt an die Bedürfnisse von Frauen angepasste Studienstrukturen, damit diese Kinder haben *und* studieren können. Und es braucht wohl auch vermehrt Teilzeitstellen innerhalb des universitären Betriebs, damit Familie *und* Wissenschaft unter einen Hut gehen und die Arbeit an einer Universität eine gesellschaftlich und wirtschaftlich valable Option bleibt.

Ein anderes, nicht geschlechtsspezifisches Potenzial erwächst aus der zunehmenden Lebenserwartung der Menschen. Warum nicht spezifische berufsbegleitende Studiengänge für 50-Jährige, die noch motiviert und interessiert genug sind, sich für die

letzten 15 – 20 Jahre des Erwerbslebens einen topaktuellen Rucksack zu erarbeiten?

Sehr geehrte Damen und Herren.

Festzulegen, welche strukturellen, organisatorischen und personellen Massnahmen nötig sind, damit solche Dinge vermehrt möglich werden, kann nicht Aufgabe von Bundesbehörden sein. Es liegt primär an den Hochschulen, im Sinne ihrer Autonomie und in Zusammenarbeit mit den verschiedenen Kräften der Gesellschaft entsprechende Ansätze und daraus zukunftsweisende, auf die sich ändernden Bedürfnisse zugeschnittene Bildungsangebote zu entwickeln.

Was die Medizin betrifft, so sehe einen Strauss von mit den Berufs- und Standesorganisationen zu entwickelnden Massnahmen, die zusammen wirksam werden könnten. Eine davon ist die Erhöhung der Kapazitäten in der klinischen Ausbildung, eine andere, grundsätzlichere, das Re-Design des gesamten medizinischen Ausbildungsbereichs.

Sehr geehrte Damen und Herren, ich komme zum Schluss. Das Schweizer Bildungs- und Hochschulsystem steht vor grossen Herausforderungen. Es wird sie annehmen können und zu guten innovativen Lösungen kommen. Die Ausgangslage ist verglichen mit vielen anderen Ländern ja sehr gut.

Unsere Hochschulen haben europäisches, teils weltweites Topniveau. Unser Berufsbildungssystem ist ein Erfolgsmodell. Es ist mit der Wirtschaft verklammert und bietet Ausbildungsangebote, die immer sehr nahe am Markt sind. Auch darum ist die Jugendarbeitslosigkeit in der Schweiz eine der weltweit tiefsten.

Das gesamte System schliesslich ist äusserst chancengerecht. Die Übergänge zwischen den Bildungswegen und Bildungswelten verbinden die verschiedenen sozialen Schichten und bieten Aufstiegsmöglichkeiten, die jede motivierte Person in unserem Land nutzen kann.

Sehr geehrte Damen und Herren, ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit.